

Law und Malacrida

Autor(en): **Mülinen, W.F. v.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neues Berner Taschenbuch**

Band (Jahr): **2 (1896)**

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-126801>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Law und Malacrida

von

W. F. v. Müllinen.

Wahr hat Burnand König Ludwig XIV. in seiner letzten Zeit gemalt, wenn er ihn der untergehenden Sonne verglich. Der glückliche Friedensabschluß nach dem spanischen Erbfolgekrieg warf einen letzten verklärenden Schein auf Frankreich. Es hatte sich erfüllt, was König Ludwig nach Karls II. Tode zu seinem Enkel gesagt: Vous êtes Roy d'Espagne.

Aber was hatte dieser Krieg nicht alles gekostet! Das Heer war durch zahllose mörderische Schlachten decimirt, die größten Generale fast alle gestorben. Die Auflagen, bis auf's Aeußerste erhoben, hatten die besteuerten Klassen an den Bettelstab gebracht; es gab Gegenden, da die Unterthanen sich von Gras und Wurzeln nährten, in Höhlen lebten und eher Thieren glichen. Dahin wie nie gewesen waren die Zeiten, da Colbert ein reiches Frankreich hervorgezaubert hatte. Der Hof war verödet und in Bigotterie versunken. Welche Trauer erst noch in der königlichen Familie! In kurzer Zeit waren der Dauphin, dessen zwei Söhne, Schwiegertochter und Enkel gestorben. Als der jüngere Dauphin bestattet wurde, schien es, Frankreich werde zu Grabe getragen. Ein kränkliches Urenkelchen blieb allein noch dem

König. Gleich einer entblätterten Eiche aus grauer Vorzeit stand dieser da. Nicht mehr war es der bewunderte abgöttisch verehrte Herrscher. Was hatten all' seine Kriege, die unduldsame Gesinnung, der er bis zum letzten Athemzuge treu blieb, dem Lande gesrommt? Man wünschte sein Unglück, man wünschte Niederlagen, nur damit das System sich ändere.

So waren die Gemüther gestimmt, als der König starb. Sein Nachfolger zählte zwei Jahre. „Wehe dem Land, daß König ein Kind ist,“ mochte man ausrufen. Mehr als je bedurfte Frankreich eines klugen und verständigen Regenten. Der aber, dem nun die Leitung zufiel, war des verstorbenen Nefse, Herzog Philipp von Orleans, ein geistreicher, vielseitig gebildeter, talentvoller Kopf, der schrankenlos seiner tollen Laune und Genußsucht die Zügel schießen ließ. Er machte Frieden mit dem Parlamente; er brach die absolute ministerielle Gewalt; an des schwarzen Vetteliers Stelle kam der bisher so angefochtene Cardinal Noailles; ja ein Theil der Geistlichkeit und die Sorbonne, gedrängt von den Jansenisten, dachten an eine Trennung von Rom. Noch mehr: der Regent räumt der Nation das Recht ein, wenn die Dynastie erlösche, über die Krone zu verfügen. Es war wie das erste Anpochen eines neuen Geistes, das nicht verstanden, zum Alles zerschmetternden Stoß anschwellen sollte.

Vor Allem erheischte die Lage augenblickliche Befreiung aus der finanziellen Noth. Geld war keines mehr vorhanden, die Einnahmen verpachtet. Die Staatsschuldentitel, nicht rückzahlbar, wurden auf die Hälfte, auf $\frac{1}{4}$ und noch weniger herabgesetzt. Man plünderte, verfolgte, verhaftete Tausende von reichen Handelsleuten

und Pächtern, richtete einige hin, aber den meisten gelang es sich loszukaufen. Es fruchtete alles nicht viel. Die Ausgaben konnten, zumal für das Heer, bei der drohenden Verwicklung mit Spanien nicht beschränkt werden. Was thun?

Schon vor einiger Zeit war ein Fremder in Frankreich erschienen, der erklärte, die Mittel zur Rettung aus den trostlosen Verhältnissen zu kennen. Ein Schotte war es, John Law mit Namen, vertraut mit allem Geldwesen, den Kopf voll von Zahlen und Entwürfen, verwegen wie ein Abenteurer, und von bestechendem Geiste.

Er wies den Herzog hin auf das viel ärmere England, dessen geordnetes Banksystem zu allen Zeiten bei niederm Zinsfuß sichern Credits genieße. Eine Bank dürfe Noten im zehnfachen Betrage des vorhandenen Metalls ausgeben, und das Unternehmen auf Handelsgesellschaften ausdehnend, lehrte er weiter, daß auch deren Actien einen vierfach größeren Werth enthielten. Der Herzog hörte aufmerksam zu. Wie nun, wenn ein Bankinstitut mit einer Handelsgesellschaft verbunden, die Regierung sie durch Ertheilung von Monopolen lebenskräftig machen würde? Es müßte gelingen. Das von dem Institut herausgegebene Papiergeld stiege an Werth, stiege höher als die Staatsscheine — und dann sei es möglich, die Staatsschuld zu tilgen.

So glänzend schien diese Aussicht, so überzeugend lauteten des Fremden glatte Worte, daß der Herzog zusagte. Die Brüder Paris, bisher anerkannt als die tüchtigsten Finanzmänner des Reiches, mußten die Hauptstadt verlassen.

Law gründete eine Aktienbank, die sich durch Geschäfte gewöhnlicher Art bald Vertrauen erwarb, so daß der Regent sie zur Staatsbank erhob. Sodann trat eine Gesellschaft in's Leben, die den Handel nach Canada und Louisiana übernahm. Am Mississippi gedachte Law große Tabakpflanzungen anzulegen und um des Gewinns nicht verlustig zu gehen, ersteigerte er das Tabakmonopol. Auch nach der andern Hemisphäre richtete die Gesellschaft ihre Blicke und erkaufte die Rechte der ostindischen Compagnie; bald ankerten ihre neuen Schiffe auch am Cap und in Senegambien.

Rastlos ward weiter gearbeitet, die Umprägung der Münzen, die Generalpacht der Steuern, die Verwaltung der Staatseinnahmen ersteigert, die Zahl der Aktien beständig vermehrt. Es schien als ob alles Geldwesen Frankreichs in die Bureaux der großen Gesellschaft ströme, die sie in den unscheinbaren Rues Vivienne und Quincampoix errichtet hatte, wie das Blut, das nothwendigerweise zum Herzen fließt.

Der Ketter in der Noth verdiente es, belohnt zu werden. Der Herzog ernannte ihn, nachdem er die Religion gewechselt, zur höchsten Stelle, zum Contrôleur général.

Aber erst der Anfang war gemacht. Die Actien sollten ein wichtigerer Factor werden.

Leicht war es, sie künstlich höher steigen zu lassen. Law kaufte selbst Aktien zu hohem Preise zurück. Wenn er es that, dann war es der beste Beweis für ihren Werth; wer konnte, that ihm nach. Bei neuen Emissionen durften nur Solche Actien erwerben, die einen Viertel des Betrages in alten Actien besaßen. Man trachtete nach alten, um neue zu bekommen. Ungeheure Summen gingen ein.

Nun ging Law einen Schritt weiter. Er ließ dem Staate Geld, 1200 Millionen, und zu einem so niedern Zinsfuß, daß er seine ältern Schuldtitel abzahlen konnte. Es war ein empfindlicher Schlag für die ausländischen Gläubiger, die ihre Darlehen sicher gewähnt hatten. Aber nun ward auch noch verfügt, daß kein Metall aus Frankreich ausgeführt werden dürfe; wollten sie bezahlt sein, so blieb ihnen nichts übrig, als Mississipi-Actien anzunehmen. Holland, England, Genua sahen sich dadurch mit hineingezogen, und öffneten gezwungenerweise ihren Geldmarkt den neuen französischen Werthen. Erst recht stiegen diese: die Actien von 500 L. galten bald 1000, 5000, 10 000 ja 20 000 Livres.

Das Papier war gesuchter als Silber und Gold, diese schienen fast entbehrlich; wenn nur der Fürst sie habe, meinte Law, sei es genug, Private können sich mit Papiergeld behelfen. So besagte ein Edict: Keiner darf in seinem Hause mehr Gold und Silber haben als im Werthe von 500 Franken bei Strafe der Staatsverbrechen.

Welche Bewegung ging nun erst los; welche Unmasse von Edelmetall strömte in die Kassen der Bank und des Regenten, der sich solche Maßregeln wohl gefallen ließ. Um so mehr warf man sich auf die Actien, deren Besitz alles zeitliche Heil zu verbürgen schien. Ganze Züge von Menschen wanderten in die kleine Gasse, Leute zu Fuß, zu Roß und Wagen, Arme die reich, und Reiche die noch reicher werden wollten, Hohe und Niedrige, Fürsten von Geblüt und Prälaten, Herzoginnen und Prinzessinnen. Wenn um 9 Uhr der Schalter sich öffnete, stand schon eine lange Reihe da. Es war ein Gedränge, daß man zu ersticken drohte, ein

toller Wirbel, ein Strudel, in den man sich stürzte, gejagt vom verfluchten Hunger nach Reichthum. Und Law schürte immerfort das unheimliche Feuer durch neue Emissionen von Papiergeld, deren Betrag, mehr als 2 Milliarden, nur ihm und wenigen Agenten bekannt war. Keiner wollte zurückbleiben, da ja der Gewinn so sicher war. Zwei ruhige Männer, besonnene Denker, La Mothe und der Abbé Terrasson, lachten über den Wahnsinn des Volkes; nach Kurzem begegneten sie sich auf dem Gange zur Bank. Die Speculation nahm eine so große Ausdehnung an, daß man in wenigen Stunden steinreich werden konnte. Hier war es ein Herzog, der Hunderttausende gewann, dort ein Bedienter, der als Herr zurückkehrte, sich aber in alter Gewohnheit noch auf den Rutschersitz schwang; der Umsatz nahm so zu, daß die Geschäfte in den nächsten Wirthschaften und auf der Gasse, in jedem Winkel, in Kellern und auf Dächern abgemacht wurden, daß ein Krüppel, der bei dem Mangel an Schreib-Pulver seinen Buckel darbot, in Kurzem viele Tausende gewann, andere durch Miethen von Tinte und Papier, Feder und Bleistift reich wurden. Der Kurs stieg derart, daß er an den Enden der Straßen verschieden war. Keine Feier, kein Festtag wurde mehr heilig gehalten. Von allen Seiten strömten Unternehmungslustige und Abenteurer herbei, ihr Glück zu versuchen. Monate voraus waren in Bordeaux, Marseille, Brüssel die Posten bestellt. Um 500 000 Seelen nahm die Bevölkerung zu. Die fremden Potentaten, die nicht selbst an dieser Börse spielen konnten, sandten im geheimen ihre Agenten nach Paris. Wem das Glück nicht entgegen kam, der wollte es erzwingen. Ein vornehmer Holländer ließ es sich beikommen, in verblendeter Gier

am helllichten Tage einen Agioteur zu ermorden, um seiner Geldtasche habhaft zu werden. Nichts half die Fürsprache seiner Verwandten, vieler hoher Prinzen, er mußte die unüberlegte That mit dem Tode am Rad büßen. So war die ehemals so stille Gasse zu einer wahren Geldhöhle geworden.

Und in der Stadt welcher Luxus! Man trug nur das Schönste, bedeckte sich mit Brillanten; die feinsten Magazine waren ausgekauft. In der Fastenzeit aß man mehr Fleisch als im Carneval. Es war ein wahrer Abgrund von Vergnügen; nichts als Feste, Bälle, Theater. Und dabei welche Entfittlichung! Große und Kleine alle schienen in diesem Taumel zu Grunde zu gehen.

Da vom Mississippi immer bessere Nachrichten kamen, bildeten sich neue Gesellschaften, die in Verbindung mit der großen Compagnie traten und Colonien gründeten. Eine solche warb 800 arme Familien nach Louisiana, meist Deutsche, Schweizer und Italiener, und die Bedingungen lauteten so vortheilhaft, daß noch mehr schweizerische Uhrenmacher sich meldeten.

Eines Tages erschien eine Eingeborne, die als Königin vom Missouri hoch gefeiert wurde. Sie jagte den Hirsch im Bois de Boulogne, sie tanzte im Theater, sie ließ sich in Notre-Dame taufen und mit einem gewissen Dubois trauen, dessen sie sich nach ihrer Heimkehr allerdings bald wieder entledigte.

Manch Mißtrauischer mußte sich sagen, daß seine Vorsicht übertrieben gewesen, und bereute seine Zurückhaltung. So scherzte man

Fontaine de jouvence, heureux Mississippi,
 Tu fais un esprit sain, du plus acariâtre,
 Le groin le plus affreux est par toi recrépi,
 Tu peux même adoucir l'humeur d'une marâtre.

Der Herr der Lage war Law. Er bedachte die Prinzen, seine frühern Gönner, als ob er der ihrige geworden wäre und streute über sie seinen Goldregen aus. Fuhr er in seinem Wagen, saß er in seinem Zimmer, erschien er in Gesellschaft, so ward er bestürmt. Männer und Weiber erkletterten den Wagen, brachen Fenster und Thüren ein, beseitigten die Diener, stiegen auf das Dach, glitten im Kamin herunter. Zu Hunderten wurden ihm Bittschriften, in Poesie und Prosa, zugestellt.

Unermüdtlich verfolgte er seine Ziele, die nach höherem als bloßem Geldgewinne gingen. Das Fieber, das alle ergriffen, half, ein neues Moment zeitigen.

Der Regent war in mancher Maßregel vom Parlament gehemmt worden. Ungläubig, Unheil vermuthend widerstrebte es dem Finanzminister. Wie nun, wenn der Regent den Widerstand brach, wenn er alle Stellen, die ihre Inhaber ja bezahlt hatten, zurückkaufte? Oft hatte der König es gewünscht, doch war es unterblieben, weil das Geld gefehlt hatte. Nun war es vorhanden. Wie mußte eine solche Maßregel die fürstliche Macht steigern! Das wußte Law seinem Herrn auf das Beste zu unterbreiten. Es fehlte nicht viel, so hätte der Herzog das Edict unterzeichnet, das die Parlamentsräthe entsetzen sollte. Da, im letzten Augenblick ließ sich sein beweglicher Sinn davon abhalten. Ja seine Laune schlug derart um, daß Law in Gefahr gerieth, entlassen zu werden. Schon ward der Befehl zu seiner Verhaftung gegeben.

Seinen Feinden waren die Mängel des Systems nicht verborgen geblieben. Den venetianischen Gesandten Tiepolo und Foscarini war es längst aufgefallen, daß niemand nachgesucht hatte, woher Law das Geld nahm, die Actien auf so hohem Fuße zu halten. Aber nicht nur

das Gefühl, daß es am festen Grunde mangle, erregte Bedenken. Bei der zunehmenden Seltenheit baaren Geldes ward der Verkehr gehemmt, die Waaren stiegen zu Bucherpreisen; vielerorts entließ man die Arbeiter. In eindringenden Worten legte das Parlament solches dem jungen Könige dar. Warnend erhob in seiner Verban- nung der Kanzler Dagueffau seine Stimme. Ja be- reits auf das Theater wagten sich Zweifel und Spott: Der kranke Harlequin verschmäht die verordneten Mittel und verlangt nach „Chasselas“. Mußte es nicht auch auf- fallen, daß der gehaftete Mann sein Geld in sicherem Grund und Boden anlegte, daß er eine Reihe der schön- sten Schlösser sein Eigen nannte?

Noch wußte er sich zu halten. Jener alte Soldat, der die Wunder, die man von Louisiana erzählte, Märch- chen nannte, verschwand in der Bastille. Der Her- zog gab wiederum den Einflüsterungen des fesselnden Ministers Gehör. Und hatte im Grunde dieser ihm nicht die Mittel gegeben, Spitäler, wie das Hotel Dieu zu bauen, und all seinen Vergnügen zu leben? Wie zauberhaft strahlte der Diamant ihm entgegen, der „Régent“, den ihm Law verschafft!

Allein die Thatsache ließ sich nicht leugnen, daß das System wankte und unheilvolle Seiten zu zeigen begann. Es ging so viel Metallgeld aus dem Lande, daß das Papier zu dem noch vorhandenen in keinem Verhältnisse stand. Hier und dort wollte man über- haupt nichts davon wissen. Keine geringere Stadt als Lyon weigerte sich, es anzunehmen. Im Ausland wurde es verboten.

Es drängte sich dem Zahlenkünstler und seinem leichtlebigen Herrn gebieterisch die Forderung auf, einem

plötzlichen Sinken der Werthe vorzubeugen. Sie mochten selbst fühlen, daß die Maschine täglich ihren Dienst versagen konnte. So wollten sie ein gewisses Gleichgewicht zwischen Metall und Papier herstellen. Ein Edict des Regenten verfügte am 21. Mai 1720 die allmähliche Rückführung des Actienpreises auf ihren Nominalwerth und eine zeitliche Beschränkung der Annahme der Bankzettel an den öffentlichen Cassen. Aber wie hatten sie sich verrechnet: Was Law nach seiner Meinung hätte helfen sollen, wurde sein Unglück, sein Sturz. Von der Regierung selbst war jetzt das System mißbilligt, die Actien und Noten nur nach ihrem Nennwerthe geschätzt. So kam, was kommen mußte, ihr Sinken sondergleichen. Jedermann glaubte, wie früher das Glück in Händen zu haben, so nun, dem Glende zu verfallen. Weg also mit dem Unglückspapier! Was half es, das Edict zu widerrufen? Das Mißtrauen hatte zu tief Wurzel gefaßt und dehnte sich weiter und weiter aus. Die Glocke der Rue Quincampoix fand man eines Tages schwarz verhängt, als ob da das Grab alles gewonnenen Gutes sei. —

Je und je haben große Gedanken guter und schlimmer Art von Frankreich aus wie eine Welle die Nachbarländer überfluthet. Auch was Law eronnen, mußte sie berühren. Nicht nur, daß man materiell theilnahm. Nein, der Gedanke wurde wiedergeboren. Mit kupfernen Zeichen hatte der Schwede Görz eine Flotte hergestellt. Wie konnte da England zurückbleiben?

Auch da bildete sich eine Handelsgesellschaft, die nach demselben System Actien über Actien emittirte. Diese sog. Südseecompanie betheiligte sich an verschiedenen Unternehmungen, am Mohrenhandel in Amerika,

am Wallfischfang im hohen Norden. Doch war der Ertrag geringer, als die Directoren gehofft und so fanden sie den Schmuggel in den amerikanischen Provinzen Spaniens weit lohnender. Um ihn ungestört in dem nöthigen Maßstabe zu betreiben, entrichteten sie den Ministern des katholischen Königs gewisse Summen, sogenannte Corruptionsgelder, verfuhrten aber mit dem Gewinn derart, daß nur noch die englischen Minister davon etwas vernahmen. Die Actionäre erfuhren und erhielten nichts. Aber man machte nicht wenig Lärm und die übertrieben hohen Dividenden lockten, wie in Frankreich, Tausende an. Viele ließen sich verführen, ihre Staatstitel von 800 £ St. gegen Südseeactionen von 100 £ umzutauschen. Die Gesellschaft, dadurch auf's Neue mit Geld versehen, stand höher da, und so sicher die Staatspapiere gewesen, man zog ihnen jene Actien vor. Ihr Steigen fiel im Auslande um so weniger auf, als alle, wie ein Bankier sagte, die Großen des Reiches, die Parlamentsmitglieder, die Kaufmannschaft, sich auf den Suder-Fonds gleich als auf ein heilsammes Manna begierig geworfen hatten. Die Actien standen auf 1000, man hoffte sie auf 1500 steigen zu sehen.

In der Schweiz verfolgte man diese Vorgänge mit um so größerer Aufmerksamkeit, als hier viel Geld vorhanden war. Jahr für Jahr konnte der bernischen Secfelmeister eine Vermehrung des Staatschazes verzeichnen. Man hatte die Errichtung einer obrigkeitlichen Bank, einer Staatsbank, in Erwägung gezogen, den Gedanken aber wieder aufgegeben. Bei dem vorhandenen Bedürfniß konnte ein Privatunternehmen mit ziemlicher Sicherheit auf Erfolg zählen. Im Jahre 1701 hatten mehrere Berner ein solches Wechselhaus gegründet. Niclaus

Malacrida gab der Firma den Namen. Theilhaber waren Herr Gabriel Frisching von Rümelingen, des Schultheißen Sohn, Herr Sigmund Weiß von Mollens, Herr Emanuel Steiger von Baleyre und Herr Friedrich von Wattenwyl von Montmirail. Die eigene Ueberzeugung höher achtend als die Ehren ihres Standes, hatten sie sich geweigert, den Associationseid zu der helvetischen Confession zu leisten und damit der öffentlichen Laufbahn entsagt. Um nicht unthätig zu bleiben, schlossen sie sich Malacrida an. Ihr Unternehmen fand solchen Zuspruch, daß es nicht nur bald gesichert war, sondern daß Jedermann für sein Geld nur dort Sicherheit zu finden glaubte. Nicht nur alle Standesglieder, der Schultheiß voran, vertrauten ihnen ihr Geld, auch zahlreiche Dienstboten und Tagelöhner legten dort ihre Ersparnisse an. Bis zum Ende des Geschäfts hatte die Bank an Zinsen 700 000 Fr. verabsolgt, eine Summe, die gewiß ansehnlich war. Im Jahre 1713 hatte sie nicht mehr als 150,000 Thaler in Frankreich liegen. Fernere Beträge wollte sie nicht mehr dorthin werfen: „weilen dieses Reich vielen beschwärllichen und verdrießlichen Veränderungen und Revolutionen ausgesetzt ist“, kamen aber durch Vorgänge verschiedener Art doch dazu, die doppelte Summe in Frankreich ausstehen zu haben. Als nun die Mississippiactionen auf den Markt kamen, zauderten sie solche zu kaufen; doch wie der Regent die Bank Law's zur königlichen Bank erhob und das Staatsinteresse ganz mit ihr verschmolz, da wollten sie nicht hinter denen zurückstehen, die so große Fortunen gemacht und sie waren so glücklich, in nicht langer Zeit 400 000 Franken zu gewinnen.

Die Regierung durfte bei den Summen, über die sie zu verfügen hatte, nur mit größter Vorsicht über die Anlage eine Entscheidung treffen.

Das eigene Land versprach die beste Sicherheit, doch wollte man nicht die Bevölkerung zu Schuldnern und dadurch etwa zu Gegnern machen. Die französischen Titel, die man vor einigen Jahren erworben, trugen nicht viel ein; sie waren also nicht zu vermehren. Dagegen zeigten sich England und Holland vom Kriege so erschöpft, daß durch Vermittlung des preußischen Gesandten im Haag, Generals St. Saphorin, und des englischen Gesandten Stanian dort beträchtliche Summen untergebracht werden konnten, 150 000 £ St. in England und 600 000 Thaler in Holland, im Ganzen 6 Millionen Bern \mathfrak{r} .

Die englischen Gelder wurden aber nach Kurzem abgelöst und zwar gerade zu jener Zeit, als Nachfrage nach Südsee-Actien herrschte. Da wurden mit dem Gelde solche gekauft. Genfer und Neuenburger, vorsichtige Handelsleute, hatten in Frankreich Aehnliches gethan; Gefahr schien keine vorhanden. Die Actien standen auf 115 $\frac{1}{2}$ %o, so daß man ihrer 1300 erwarb. Berns Banquier in London war das Haus Samuel Müller & Cie., dessen Chef, ein geborner Berner, alles Zutrauen genoß. Er konnte bald ein Steigen der Actien melden; als sie auf 1000 standen, entsandte er einen Expresß und die Regierung beschloß auf diese Mahnung einen Theil zu verkaufen. Es geschah mit einem Gewinn von 400%o oder 8 Millionen. Haushälterisch wollte sie das Capital mit den Zinsen wieder beziehen, um es im eigenen Lande sicher zu stellen und beauftragte damit das Haus Malacrida. In verschiedenen Lieferungen waren 250 000 Thaler zurückbezahlt worden, als plötzlich der Sturz des Systems Law in Frankreich erfolgte. Ganz Europa wurde in entsetzliche Combustion und nahmhafsten Scha-

den verfezt, heißt es in einem staatlichen Bericht, welches auch die beiden Kaufmannshäuser Malacrida & Cie. in Bern und Samuel Müller & Cie. in London wie ein Waldwasser dahingerissen.

Wie die Nachricht bekannt wurde, entstand eine wahre Panik. Handelte es sich hier auch um geringere Summen als im Nachbarlande, so waren sie doch für viele ein Haupttheil ihres Vermögens und der Verlust ein überaus schmerzlicher.

So ertönten denn laute Klagen. Dekan Gruner schrieb in seine Chronica: Dieß Jahr hat das große Unglück so allerorten in Frankreich, Engeland, Holland, Genff um sich gegriffen deswegen all zu hohen wehrt des gelts und der verfluchten Banquezedlen und Billies de Monoye (die in Frankreich allerorten angenommen werden müssen), auch unsere Banque zu Bern, die sonst in ganz Europa den besten Credit gehabt, so daß selbigen Ends Novembris hat falliren müssen, da nicht nur MGS. ihre meisten Gelter die sie in Holland gewonnen, dardurch verlohren weil selbige in Frankreich geworffen und von den unfürsichtigen Herren Banquiers darum Papier Zedlen und Actionen in niederem Preiß gekaufft worden, daran sie einen großen Gewinn zu machen gehoffet, sondern fast alle Familien in Bern großen Verlust gelitten.

Auch die Banquiers jammerten, daß sie in den äußersten Ruin gefezt und leider in die Noth gebracht, sich zu ihrer Hohen Gnädigen Obrigkeit Füßen darnieder zu werffen, und sie in einer solchen kläglichen Conjunktur umb ihre väterliche Protection anzuflehen, und zwar umb so viel desto lieber, weil sie sich auff ihr Gewissen beziehen können, daß sie nicht durch eine

unerfättliche Gewinnſucht, ſondern durch einen ſolchen Streich, den keine menſchliche Penetration hätte vorſehen können, in dieſes Unglück gerathen, als worinn nicht nur die allerklügſten Negocianten Europae, ſondern auch allerhand andere ehrliche Leute geiſt- und weltlichen Standſ, Hohe und Niedere in Frankreich und anderſtvo gefallen ſind. Auch einer der Theilhaber, Emanuel Steiger, verſicherte, daß er niemals ſeine Hauptſorge habe ſeyn laſſen reich zu werden, noch getrachtet dasjenige ſo ihm Gott beſcheret hatte, mit Hindanſetzung chriſtlicher Liebe zu conſerviren.

Samuel Müller & Cie. erklärten: das Klagen ihrer Creditoren und die Periclitirung ihrer Ehr dringet ihnen mehr als der plötzliche Ruin ihres mit ſo langer Arbeit erworbenen Gutes ſo ſchmerzempfindlich zu Herzen, daß ſelbige under ſolchem Jammer gewißlich verſinken müßten, wann nicht ob Gott will ſie gleiche chriſtenliche Commiſeration und Temperatur von der Landtväterlichen Gnad ihrer hohen Oberkeit und gutmühtigem Herzen ihrer Compatrioten zu hoffen hätten. Ihr Fehler ſei, daß ſie unglückhafter Weiße zu weit hinauß getrauet. Das Parlament hätte die Südſee Directoren, dieſe ungetreuen Haushalter, aufhängen und nicht beſchützen ſollen.

Es war in der That eine Criſis, wie man ſie hier noch nie erlebt hatte. Wie viele betheiliget waren, wußte man nicht genau; man ſollte es bald genug erfahren. Der Umſtand, daß auch die Obrigkeit vom Verluſte betroffen war, verlangte ihr entſchiedenes Einſchreiten. Als die Bank ein Friſtungsbegehren ſtellte, erachtete der kleine Rath dieß als ſo wichtig, daß er es vor die 200 brachte.

Eine gedrückte Stimmung mochte am 28. November 1720 im Saale herrſchen, als die ſchwarzen

Gestalten der Rathsherren Platz nahmen und der Schultheiß Christoph Steiger die Sitzung eröffnete. Nachdem jenes Begehren verlesen, nahmen die Gläubiger (als Partei) mit ihren Verwandten den Austritt. Doch welche Unruhe und Bewegung im Saale! Fast alle, der Schultheiß und so viele der Herren vom Kleinen Rathe und die Menge der Burgern, standen auf. Als die Thüren wieder geschlossen wurden, da waren acht Männer im Saale zurückgeblieben! Diese allein standen dem Bankgeschäft ganz fern. Und jetzt erkannte man, wie tief dieses die Familien alle berührte. Noch ist das Verzeichniß der Gläubiger vorhanden; wer es durchblättert, findet, daß kein einziger bekannter Name fehlt. Dazu die armen Dienstboten, die burgerlichen Gesellschaften, besonders Mittellöwen und Kaufleuten, dessen Angehöriger Malacrida war, das reformirte Consistorium in Polen zu Lissa, 500 Namen hinter einander. Die Beträge wechselten zwischen 50 und 20 000 ₰ und beliefen sich im Ganzen auf anderthalb Millionen ₰.

Jene acht Einsamen konnten nach dem Gesetz keinen Beschluß fassen. Man mußte allen weitem Verwandten den Eintritt gestatten. Nur Geschwisterkinder und die noch nähern Verwandten sollten fern bleiben. Fast kein Mensch trat in den Saal. So sollten nur Väter, Brüder, Söhne, Schwäger, Schwiegerväter und Schwieger söhne ausgeschlossen sein. Noch stieg die Zahl bloß auf 25, und das Gesetz schrieb als Minimum 50 vor. Da ließ man alle Verwandten eintreten. Bei der herrschenden Mißstimmung kam bald der Beschluß zu Stande, alle Güter und Schriften der Schuldner zu versiegeln und in Sicherheit zu bringen, und diese selbst mußten schwören, sich nicht aus der Stadt zu entfernen. Die

Bücher fand man in Ordnung, sie ergaben aber deutlich, daß mit Mississippi-Actien speculirt worden war. Die Folge war, daß einige Gläubiger in ihrer Entzündung an nichts Anderes dachten, als schnell ihr Geld zu retten, während die Regierung das Bankhaus, die Firma, doch zu halten wünschte. Die Schuldner ließen daher erklären, sie wüßten „kein anderes Expedient vorzuschlagen als sich ihrer Handlung zu entschlagen und die Schlüssel zu ihrem Comptoir zu Handen MGH. zu übergeben und sich also mit Leib und Gut in MGH. Schoos zu werfen, daß Ihre Gnaden nunmehr das Nöthige darüber anordnen wollen.“

So wurden nun wirklich die vorhandenen Gelder beschlagnahmt; 2 Mann mußten sie Tag und Nacht bewachen. Da die Angelegenheit alle andern Geschäfte zurückdrängte und alle Rathssitzungen auszufüllen drohte, wurde eine eigene Commission eingesetzt. Deren erste Aufgabe war es, die Gläubiger einzuvernehmen. Es geschah dies im Gesellschaftshaus zu Distelzwang oder im Rathhaus, und dahin gab es jedesmal einen Zu-
lauf wie sonst nur zur sonntäglichen Predigt.

Während ein Theil der Gläubiger sich durchaus nicht zufrieden geben wollte, überlegte die Regierung, wie der Bank ein weiteres Fortbestehen zu ermöglichen sei. Es war von zinsfreier Ueberlassung der noch ausstehenden Gelder die Rede, auch von einer Umwandlung der Bank in eine Handelsfirma, deren Artikel Leinwand, Käse, Leder, rohe Seide sein sollten. Andere meinten, man könne die Waaren nicht vorzeichnen; jedenfalls solle es ein dem Lande anständiges und nütliches Geschäft sein. Darin war man jedoch einverstanden, daß ihm kein Monopol zu bewilligen sei. Es gelang

nicht und so wurde der Geldstag unvermeidlich. Bereits war Herr Weiß von Mollens in seiner Stellung als Mitglied des Rathes der 200, in den er nachträglich gelangt war, suspendirt worden. Mit aller Wucht brach das Unglück über ihn und die andern Theilhaber herein. Sie mußten ihr ganzes Vermögen hergeben, so daß der Hausrath zur Beschaffung des Nöthigsten verwendet und verkauft wurde. Wie schnell hatte sich ihr Glück gewendet! So waren diese reichen Banquiers, schreibt der Dekan Gruner, in so kurzer Zeit blutarme und auß fürnehmen verachtete Leute. Nahe ging der Fall dem Schultheißen Frisching, der seinen Sohn, seinen Schwager, seinen Neffen und einen weitem Verwandten in Unglück, Schmach und Elend gestürzt sah.

Aber wie beträchtlich die Summen auch waren, die sie einschossen, sie deckten den Verlust nicht zur Hälfte.

Auch von London kamen schlimme Nachrichten. Während man gehofft, dort noch einen ansehnlichen Theil zu retten, mußte die Bank Müller & Cie. sich auch insolvent erklären und um so mehr ward es die Pflicht der Regierung, die noch in England und Holland befindlichen Gelder nicht aus den Augen zu lassen. Besser als durch einen überseeischen Banquier konnte die Aufsicht durch Standesglieder geschehen, denen man genaue Instructionen ertheilte. Zwei vertrauenswürdige Männer wurden dazu auserlesen, Samuel Tscharner, der als Oberst eines holländischen Regiments den Boden kannte, und der Altlandvogt Morlot. Dieser aber erkrankte und Tscharner entledigte sich der Aufgabe allein und zwar zur höchsten Zufriedenheit der Regierung.

Das Haus Müller & Cie. aber bot 40 % und man nahm sie an.

Endlich kam auch in Bern die Angelegenheit zu einem einigermaßen befriedigenden Abschlusse. Malacrida's eigener Schwiegersohn, der junge tüchtige David Gruner, entschloß sich, die Bank mit Activen und Passiven zu übernehmen. Die Regierung zeigte sich geneigt, ihre eigenen Ansprüche zu mäßigen, damit die Privatgläubiger einen nicht zu großen Verlust erlitten. Gruner erklärte auch, daß sein Werk lediglich zu Gutem seiner Mitbürger, insonderheit so vieler Armen und Bedürftigen unterstehe. Seine Bedingungen lauteten: für die Privatgläubiger Auszahlung von 52 % mit Antheil an allfälligen Mehreinnahmen und Rückzahlungen oder 55 % ohne solche. Noch zauderten einige, gaben aber schließlich nach. Der Staat erhielt 25¹/₄, die Privaten 56¹/₂ %. In 14 Tagen erfüllte Gruner sein Versprechen.¹⁾

Damit erreichte die Krisis ihr Ende. Die Verhältnisse wurden wieder normale, ja in den friedlichen Zeiten, die kamen, blühte der Gewerbesleiß so auf, daß das

¹⁾ Es gingen im Ganzen verloren durch
die Bank Malacrida & Cie. 1 652 045 Pfd. oder 487 613 Kronen
das Haus Müller & Cie. 2 753 700 Pfd. „ 826 110 „

Die am meisten Betroffenen waren

Herr Friedrich von Wattenwyl	19 995 Kr.
„ Brigadier May	16 288 „
„ N. Malacrida und sein Vater, zusammen	15 238 „
„ Landvogt Rodt	12 562 „
„ v. Wattenwyl von Trevelin	6 606 „
Die Gesellschaft von Mittellöwen	6 162 „
Herr Gabriel Frisching	5 603 „
„ Emanuel Steiger	5 600 „
Frau Rathsherrin von Müllinen	5 541 „
Herr Oberst Gabriel von Wattenwyl	5 349 „
„ Landvogt Frisching von Morsee	5 066 „

Unglück bald ver Schmerzt war. Wohlhabenheit und Luxus nahmen wieder so überhand, daß die Regierung ein erneutes Mandat gegen die „Pracht und Ueppigkeiten“ erließ. Auch ihre Finanzen hatten sich erheblich gebessert und standen bald so gut, daß sie Kaiser, Könige, Fürsten, Prälaten und Städte zu ihren Schuldneren zählten.

Leider sollte das Ergebnis dieser Finanzverwaltung, sollten die im Rathhause niedergelegten Millionen nicht dem Lande und seinen Kindern zu Gute kommen!

Aehnlich wie in Bern erging es in Genf, wo das jähe Sinken der Papiere manchen überraschte. Doch hatten hier einige ihre Gelder bei Zeiten gerettet und die prächtigen Häuser gebaut, auf die ihre Nachkommen noch heute stolz sind. Schlimmer war es dem Vater des bekannten David de Bury von Neuenburg ergangen: 100 000 Fr. hatte er gewonnen: Millionen will ich haben, rief er, spielte weiter und verlor alles.

Auch vor die Tagfagung gelangte die Angelegenheit. Die schweizerischen Handelsleute hatten sich in erster Linie um ihre Befürwortung beworben, aber nicht weniger galt es, sich der in Frankreich niedergelassenen Kaufleute und auch der Regimenter anzunehmen, die ja mit Papier ausgelöhnt worden waren.

Herr Landvogt Steiger von Bonmont	4 807	Fr.
Frau Landvögtin von Toffen	4 597	„
Herr Schultheiß Christoph Steiger	4 498	„
Das reformirte Consistorium zu Lisa in Polen	4 394	„
Herr Landvogt von Graffenried von Bipp	4 227	„
Die Gesellschaft zu Kaufleuten	3 722	„
Herr Rathsherr May	3 699	„
„ Dr. König	3 688	„
„ Maler Dünz	3 685	„

Der geringste Betrag war 17 Kronen.

Die Tagherren beschloffen durch den Ambassador, den französischen König und Regenten an den ewigen Frieden, die Bündnisse und die Capitulation zu erinnern.

Der Ambassador vertröstete die Abgeordneten mit königlichen Ordonanzen und versprach, das eingereichte Memorial empfehlend der höchsten Stelle zu übermitteln. In der That erfolgte eine gnädige Antwort des Königs und wieder griff man zur Feder, um ihm dafür zu danken. Damit war aber nicht viel geholfen und von Lyon kam ein neuer Hülfseruf der schweizerischen Kaufleute, worauf die Tagsatzung, immer nach Verlauf geraumer Zeit, wieder bei der französischen Regierung remonstrirte. Darauf begnügte sich der König, durch seinen Ambassador zu antworten, ausweichend und versprechend. Wenn nun schon die Tagherren eine neue Empfehlung zu Gunsten der Geschädigten abgehen ließen, so mochten sie sich doch überzeugen, daß auf diesem Wege nichts erreicht werde. Es ging wie es so oft gegangen, Frankreich zahlte mit Worten.

Rehren wir nun dorthin zurück.

In den größern Verhältnissen schienen die Folgen sich noch viel schrecklicher zu gestalten.

Nach dem Decrete vom 21. Mai 1720, das den Werth der Actien herabsetzte, hatte Jedermann versucht, sich seiner unheilvollen Papiere zu entledigen. Man eilte die Actien zu verkaufen und den Erlös, die Bankzettel, an der Kasse gegen baares Geld umzutauschen, das man in Land, Häusern, Edelsteinen sicher anlegte. Hier war es der Prinz von Conti, der 3 Wagenladungen Silber einlöste, dort der Herzog von Bourbon, der 25 Millionen Papiergeld abschob. Die Fremden blieben nicht zurück; in wenigen Tagen wanderten Massen von

Metall über die Grenze. Aber auf die Dauer konnte die Bank nicht alle Zahlungen erfüllen. Law setzte alles daran, sie zu halten. Er ließ den Werth von Silber und Gold herabsetzen, er zahlte keinem mehr als 300 L. in Gold, er verbot das Tragen von Schmuck und Edelstein. Es half alles nichts. Das Vertrauen zum Papier war geschwunden. Immer längere Reihen bildeten sich vor der Kasse. Auch als nur mehr Beträge bis zu 10 L. ausbezahlt wurden, war deren Menge so groß, daß die Bank nicht entsprechen konnte. Im Gedränge wurden einige Personen erstickt. Der Schrecken, der alle erfüllte, entfesselte die Leidenschaften noch mehr. Aller Hoffnung bar, tödtete sich hier einer, dort fiel gieriges Gefindel über andere her.

Hell loderte der Haß gegen den unheilvollen Anstifter, den Controleur, auf; sein Wagen ward zertrümmert, sein Haus sollte geplündert werden. Auch sein gnädiger Gönner gerieth in Gefahr. War er es nicht, der sich auf Kosten aller bereicherte, der das Gold für sich genommen, und dem Volke das Papier gelassen, mit dem man sich kaum einen Bissen Brod kaufen konnte? Haß und Hohn machte sich frei Lust, in Liedern, in Plakaten, allegorischen Bildern.

Jean Lass a merité la corde
Et le Régent le coutelas
Et voilà d'où vient la concorde
De notre Régent avec Lass.

Auf einem Zettel, der in ein Haus gebracht wurde, konnte man lesen: Monsieur et Madame, on vous donne avis qu'on doit faire une Saint-Barthélemi, samedi ou dimanche, si les affaires ne changent point de face. Ne sortez ni vous ni vos domestiques. Dieu vous préserve du feu.

Faites avertir vos voisins. Ce Samedi 25 mai 1720.

Noch weiteres wurde geplant. War es nicht möglich, den Regenten zu stürzen? Würde nicht das Parlament dazu Hand bieten? Der junge König würde volljährig erklärt; die Regentschaft und mit ihr das System hätten ihr Ende gefunden. Der Gedanke war da — aber Niemand, der ihn ausführte. Es war ein verbreitetes Gefühl, daß es jedem Prinzen, der den Muth dazu gehabt hätte, gelungen wäre. Um so unerschrockener benahm sich der Regent. Er ließ sich auch nicht einschüchtern, als man die Leichen jener Ersticken vor seinen Palast brachte. Er erschien nach wie vor in den Straßen, ohne von Garden begleitet zu sein.

Aber in einem mußte er nachgeben. Für Law war des Bleibens in Frankreich nicht mehr. Als er zur Bank ging, nannte man ihn einen Dieb, einen Schurken. So bestieg er im Dezember einen Wagen, der ihn nicht ohne Fährnisse an die Grenze führte. Von seinem großen Reichthum nahm er so viel wie nichts mit sich. In Armuth, doch immer noch erfüllt von Plänen und Rechnungen, ist er nicht lange nachher in Venedig gestorben.

Das Liquidationsgeschäft war nun des Regenten nächste Aufgabe. Es erforderte eine so kluge und verständige Hand, daß der Herzog sich nicht anders zu helfen wußte, als indem er jene Männer wieder berief, die er Law preisgegeben hatte, die Brüder Paris. Mit wunderbarem Talente erfüllten sie ihr Werk. Die königliche Bank ward aufgehoben, die indische Compagnie der Monopole beraubt. Dabei zeigte sich nun erst recht, in welche Lage Frankreich gekommen war. Die venetia-

nischen Gesandten schildern, was unzweifelhaft sich eingestellt hätte, Verarmung der Bevölkerung, Verödung der Städte, Ende der Colonien, Fall des Handels, Zerstörung der Industrie und aller Künste.

Doch Frankreich erholte sich, wie es seither und früher oft noch geschehen ist. Wenige Jahre bloß waren vergangen, so konnte Aloise Mocenigo seiner Signoria berichten, wie der Handel in Frankreich gedeihe, wie reich das Land an industriellen Unternehmungen sei.

Geld und Reichthum kamen wieder; das Vertrauen kehrte nicht zurück. Der Hof selbst hatte das schlimmste entsittlichende Beispiel gegeben, und Niemand war, der sein Richter hätte sein können. Er verließ seine Bahn nicht mehr, verblendet eilte er dem Untergange zu, der ihm so schrecklich bereitet war.

Wenn es auch hier in unserm Vaterlande nicht so weit kam, wenn man aus dem Schaden klug wurde, und kein zweites Mal auf Assignate verfiel, die Worte dürfte man sich beherzigen, die ein junger Gelehrter zehn Jahre nach jenem Fall dichtete:

Lern daß nichts selig macht, als die Gewissensruh
Und daß zu deinem Glücke Dir Niemand fehlt als Du.
Daß Geld auch Weise ziert, doch nur durch reine Mittel,
Daß Tugend Ehre bringt und nicht ein langer Titel.

Quellen.

1. General-Auflauf der Banque Malacrida. 8 S.
2. Nothwendiger Bericht und Ablehnung der Beschuldigung, welche denen Handels-Leuten Malacrida & Comp., wegen denen vielen Geldern und Effecten, welche sie in Frankreich ligen haben, zugelegt wird. 8 S.

3. Demüthigst gehorsame Vorstellung der Malacridanischen Banque Creditoren, an Meine Gnädige Herren und Oberen. Über ihr gnädiges Anbiethen de 26sten Decem. letztlin. Anno MDCCXXII. 12 S.
4. Meiner Gnädigen Herren Rät und Burgeren Vorschlag vom 26., 27. und 28. May 1721. Das Banque = Geschäft ansehend. Bern, Gedruckt bey Samuel Rüpfper 1721. 10 S.
5. Emanuel Steigers Demüthige Klagen und Verthädigung, Worinnen das Geschäft Malacridanischer Banque zum Theil berührt, fürnehmlich aber dasjenige, was ihn insbesonder, als ein gewesenes Mitglied derselben ansieht, Anghren. Rät und Burgeren, mit allem gebührendem Respect zu Dero Hohen und Gnädigen Disposition vorgestellt wird. Anno MDCCXXII. 40 S.
6. Demüthiger Vortrag der Banquiers Samuel Müller und Compagnie in London. Anno MDCCXXI. 12 S.
7. Memoriale von Samuel Müller und Compagnie in London. 8. S.
8. Mss.: Verzeichnuß der Creditoren an S. Malacrida & Compagnie sambt dero habender Capitalien und Zinsen calculiert bis 1. Decembris 1720. Wie auch der Creditoren an Müller Wattenweill und Compagnie in Engelland, wie sie Ao 1722 sich befunden.
9. Mss.: Extrait d'une lettre de Mrs. Müller et Compagnie du Juillet 1720. (Nr. 8 und 9 sind im Bande als Nr. 8 bezeichnet.)
10. Memoriale an M. Hoch. und Wghrn, die Verordnete zur Liquidation der Malacridanischen Banque, Uebergeben von Sigmund Wyß, gewesenen Ampts-Statthalter von Romainmotier. 7 S. (als Nr. 19 bezeichnet).

Sämmtlich enthalten im Bande: Miscell. Helvet. Impresa. Bernische Proceßacten 1700—1725. T. 1 in der bern. Stadt-Bibl. H. XXII. 173.

Bernische Rathsmanuale. Historien der ausländischen Handelscapitalien, Mss. im bern. St.-Archiv. Variétés agréables und Journal historique et politique et tiré de tout ce qui se passe de plus curieux dans les affaires du temps de critique et de galanterie. Bern bei Samuel Rüpfper 1719 ff.

Gruners Chronik von Bern (Mss. Hist. Helv. XII. der Stadtbibl. v. Bern). Briefe der Herzogin von Orleans an die Kurfürstin von Hannover in Ranke's sämtlichen Werken XIII. Le chancelier Daguesseau, Mémoire sur le commerce des actions. Im X. Band seiner Werke. Berichte der venetianischen Gesandten Tiepolo und Foscarini in Ranke's sämtl. Werken XII. Amtliche Sammlung der eidg. Abschiede VII. 1.
